

(Nachdruck verboten.)

84]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Nikolai erwiderte zuberächtlich, indem er die Hand vor den Augen hin und her schlenkerte:

„Ich habe einen Nicker. Außerdem können Sie auch Rudmila helfen! Bleiben Sie der Verführung möglichst fern.“

Es war ihr angenehm, beim Druck der Rede ihres Sohnes helfen zu können; sie antwortete:

„Wenn dem so ist, gehe ich. Nur Angst habe ich nicht.“

Und zu ihrer eigenen Ueberraschung sagte sie zuberächtlich:

„Jetzt fürchte ich nichts mehr. Gott sei Dank. Jetzt weiß ich ja alles.“

Das, was sie wußte, rief in ihrem Gesicht ein ruhiges Lächeln hervor.

„Wundervoll!“ rief Nikolai, ohne sie anzusehen. „Also sagen Sie mir nun, wo mein Koffer und meine Wäsche ist, Sie haben ja alles in Ihre Hände genommen und ich bin vollständig der Möglichkeit beraubt, über mein persönliches Eigentum zu verfügen. Ich richte mich auf alles ein, das wird für die Polizei eine unangenehme Ueberraschung.“

Sascha verbrannte schweigend Papierfetzen im Ofen und als sie das erledigt, vermischte sie das verbrannte Papier sorgfältig mit der glimmenden Ofenasche.

„Sie, Sascha, gehen fort!“ sagte Nikolai, indem er ihr die Hand hinstreckte. „Auf Wiedersehen! Vergessen Sie die Bücher nicht, wenn etwas Neues, Interessantes erscheint. Und seien Sie vorsichtig.“

„Denken Sie, es geht auf lange ins Gefängnis?“ fragte Sascha.

„Das mag der Teufel wissen! Wahrscheinlich liegt etwas gegen mich vor. Nilowna, gehen Sie zusammen, ja? Zweien kann man schwerer folgen, nicht wahr?“

„Ich gehe!“ antwortete die Mutter. „Reide mich sofort an.“

Sie beobachtete aufmerksam Nikolai, konnte aber außer einer gewissen Besorgnis, die den gewohnten guten und milden Augenausdruck verdeckte, nichts wahrnehmen. Hastige Bewegungen und irgendwelche Anzeichen von Erregung sah sie nicht an dem Manne, der ihr teurer war als alle anderen. Er blieb derselbe wie früher, lebte sein geheimnisvolles Innenleben und ließ die übrige Welt weit hinter sich. Die Mutter wußte aber, daß er ihr persönlich am allernächsten stand und liebte ihn mit einer behutsamen, ihrer selbst nicht sicheren Bärtlichkeit. Er tat ihr unerträglich leid, doch drängte sie dieses Gefühl zurück, da sie wußte, daß Nikolai, wenn sie es zeigte, den Kopf verlieren, aus der Fassung geraten und dann, wie immer, eine etwas komische Figur spielen würde. So wollte sie ihn jedoch nicht sehen.

Sie trat wieder ins Zimmer, er drückte Sascha die Hand und sagte:

„Wundervoll! Das ist sicher sehr schön für ihn und für Sie. Ein wenig Glück ist nicht schädlich, aber nur ein wenig, wissen Sie, um nicht seinen Preis zu verderben. Sie sind fertig, Nilowna?“

Er trat lächelnd zu ihr und rückte seine Brille zurecht.

„Nun, auf Wiedersehen, ich will annehmen, in drei, vier Monaten, spätestens in einem halben Jahr! Ein halbes Jahr ist eine lange Zeit, in einem halben Jahr kann man eine Menge Arbeit erledigen! Schonen Sie sich, bitte, ja? Kommen Sie, wir wollen uns umarmen.“

Der hagere und zarte Mann legte seine festen Hände um ihren Hals, blickte in ihre Augen und sagte lachend:

„Ich bin anscheinend verliebt in Sie, ich umarme Sie fortwährend!“

Sie schwieg und küßte seine Stirn und Wangen, während ihre Hände zitterten. Damit er das nicht merke, öffnete sie sie.

„Gehen Sie? Wundervoll! Gehen Sie acht, und seien Sie morgen vorsichtig! Schiden Sie erst den Jungen her; da ist bei Rudmila so ein Bengel, der kann einmal nachsehen. Nun, auf Wiedersehen, Genossen!“

Auf der Straße sagte Sascha leise zur Mutter:

„Ebenso einfach geht er in den Tod, wenn es nötig ist,

und wird sich wahrscheinlich ebenso etwas beeilen. Und wenn der Tod ihm ins Antlitz blickt, wird er seine Brille zurecht-schieben, wird „Wundervoll“ sagen und sterben.“

„Ich liebe ihn sehr!“ flüsterte die Mutter.

„Ich bewundere ihn. Aber lieben — nein! Ich verehere ihn sehr! Er ist so trocken, wenn auch gut und bisweilen sogar zärtlich, aber das alles ist doch nicht genügend für einen Menschen. Wir werden wohl verfolgt? Trennen wir uns also. Gehen Sie nicht zu Rudmila, wenn Sie glauben, daß dort ein Spion steht.“

„Ich weiß!“ sagte die Mutter. Sascha aber fügte hartnäckig hinzu:

„Gehen Sie nicht hinein, kommen Sie dann zu mir. Einstweilen Adieu!“

Sie machte schnell kehrt und ging zurück.

Die Mutter rief ihr nach:

„Leben Sie wohl!“

XXVII.

Einige Minuten darauf sah sie in dem kleinen Zimmer Rudmila am Ofen und wärmte sich. Die Wirtin, im schwarzen Kleid mit einem Riemen um die Taille, ging langsam im Zimmer auf und ab und füllte es mit dem rauschenden Klang ihrer Kommandostimme.

Im Ofen knisterte und heulte das Feuer, das die Luft aus dem Zimmer an sich zog, und gleichmäßig klang die Stimme des Weibes:

„Die Menschen sind viel mehr dumm als böse. Sie sehen nur das, was ihnen nahe ist, was man sofort fassen kann. Alles Naheliegende aber ist billig, teuer ist das Fernliegende. Im Grunde genommen wäre es für alle vorteilhaft und angenehm, wenn das Leben anders, leichter würde und die Menschen vernünftiger. Damit es aber dahin kommt, muß man sich unbedingt jetzt sofort einige Unannehmlichkeiten zufügen.“

Plötzlich blieb sie vor der Mutter stehen und sagte leise:

„Ich sehe selten Menschen, und wenn jemand zu mir kommt, fange ich an zu reden. Komisch, nicht wahr?“

„Warum denn?“ erwiderte die Mutter.

Sie suchte zu erraten, wo das Weib das Drucken vornahm, bemerkte aber nichts Ungewöhnliches. In dem Zimmer mit drei Fenstern nach der Straße stand ein Sopha und ein Bücherregal, ein Tisch, Stühle, an der Wand ein Bett, in der Ecke daneben ein Waschtisch, in der anderen der Ofen, an den Wänden hingen Photographien. Alles war neu, dauerhaft, sauber, und auf alles warf die strenge, mönchische Gestalt der Wirtin einen kalten Schatten. Man spürte etwas Heimliches, Verstecktes, wußte aber nicht, wo das war. Die Mutter betrachtete die Türen, durch eine war sie aus einem kleinen Vorzimmer eingetreten, beim Ofen war die andere schmale, hohe.

„Ich komme mit einem bestimmten Anliegen zu Ihnen!“ sagte sie verwirrt, da sie bemerkte, daß die Wirtin sie beobachtete.

„Ich weiß. Anders sucht man mich nicht auf.“

Etwas Sonderbares klang in Rudmila's Stimme, als sie diese Worte sagte. Um ihre scharfen Mundwinkel spielte ein Lächeln, hinter den Brillengläsern glänzten matte Augen. Die Mutter blickte zur Seite und gab ihr Pawels Rede.

„Da, es wird gebeten, das schnell zu drucken.“

Und erzählte ihr von Nikolajs Vorbereitungen für seine Verhaftung. Rudmila steckte schweigend das Blatt hinter ihren Gürtel, setzte sich auf einen Stuhl. In den Brillengläsern spiegelte sich der rote Schein des Feuers. Ihr Gesicht war unbeweglich. Nachdem sie die Erzählung der Mutter gehört hatte, erklärte sie nicht laut, aber entschlossen:

„Wenn sie zu mir kommen so schieße ich. Ich habe das Recht, mich gegen Gewalt zu verteidigen, und ich bin verpflichtet, mit ihr zu kämpfen, wenn ich andere dazu auffordere. Die Ruhe der anderen verstehe ich nicht.“

Der Feuerchein glitt von ihrem Gesicht und es wurde wieder strenge, etwas hochmütig.

„Du hast kein leichtes Leben!“ dachte die Mutter traurig.

Rudmila begann Pawels Rede widerwillig zu lesen, dann beugte sie sich immer tiefer über das Papier, warf die durchgelesenen Blätter beiseite, erhob sich, nachdem sie zu Ende gelesen und trat zur Mutter.

„Das ist schön! So liebe ich es! Alles klar . . .“

Sie überlegte einen Augenblick mit gesenktem Kopf.

„Ich wollte nicht mit Ihnen über Ihren Sohn sprechen, ich bin ihm nicht begegnet und mag keine traurigen Gespräche . . . Ich weiß, was es heißt, wenn ein Verwandter in die Verbannung geht! Aber ich möchte Sie fragen: ist es schön, solchen Sohn zu haben? . . .“

„Ja, gewiß!“ jagte die Mutter.

„Und schrecklich auch?“

Die Mutter erwiderte mit ruhigem Lächeln:

„Jetzt ist es nicht mehr schrecklich . . .“

Ludmila ordnete mit ihrer braunen Hand ihr glatt frisiertes Haar und wandte sich zum Fenster. Ein leichter Schatten zitterte auf ihren Wangen, vielleicht der Schatten unterdrückter Freude.

„Wir wollen das drucken . . . Sie helfen mir, nicht wahr?“

„Natürlich!“

„Ich will das Manuskript schnell setzen . . . Legen Sie sich hin, Sie haben einen schweren Tag hinter sich, sind müde. Legen Sie sich hier auf das Bett, ich werde nicht schlafen und werde Sie vielleicht nachts, um mir zu helfen . . . Wenn Sie zur Ruhe gehen, löschen Sie die Lampe aus.“

Sie warf zwei Holzscheite in den Ofen und trat durch die schmale Tür beim Ofen, die sie fest hinter sich schloß. Die Mutter blickte ihr nach und begann sich anzukleiden, wobei sie unwillkürlich an die Wirtin dachte.

„Sie ist so strenge . . . grämt sich über irgend etwas . . .“

Müdigkeit machte ihren Kopf schwindelig, in ihrem Herzen aber herrschte sonderbare Ruhe, und in den Augen war alles in ein mildes, freundliches Licht getaucht, das still und gleichmäßig die Brust erfüllte. Sie löschte die Lampe aus, legte sich in das kalte Bett, krümmte sich unter der Bettdecke und schlief schnell fest ein . . .

Als sie die Augen aufschlug, war das Zimmer vom kalten, weißen Glanz des hellen Wintertages erfüllt. Die Wirtin lag, ein Buch in der Hand auf dem Sopha und blickte mit einem Lächeln, das ihr gar nicht stand, der Mutter ins Gesicht.

„Ach Gott!“ rief diese verwirrt. „Da habe ich . . . recht lange geschlafen, was? Ist es schon spät?“

„Guten Morgen!“ erwiderte Ludmila. „Es ist bald zehn, stehen Sie auf, wir wollen Tee trinken.“

„Warum haben Sie mich denn nicht geweckt?“

„Ich wollte es. Ich trat zu Ihnen — da lächelten Sie so lieb im Traum . . .“

Mit einer geschmeidigen Bewegung erhob sie sich vom Sofa, trat zum Bett, beugte sich zum Gesicht der Mutter nieder, die in ihren matten Augen etwas Verwandtes, Nahes und ihr wohl Verständliches wahrnahm.

„Es tat mir leid, Sie zu stören . . . vielleicht hatten Sie einen glücklichen Traum . . .“

„Ich habe gar nichts geträumt!“

„Nun einerlei . . . mir gefiel Ihr Lächeln. Es war so ruhig und gut . . . so viel sagend!“

Ludmila lachte und dieses Lachen klang weich, sammetartig.

„Ich habe auch an Sie gedacht . . . Sie führen wohl ein recht schweres Leben?“

Die Mutter bewegte die Augenbrauen, schwiieg und dachte nach.

„Gewiß, ein schweres!“ rief Ludmila.

„Das weiß ich doch nicht!“ meinte die Mutter vorsichtig. „Manchmal scheint es mir fast so. Aber . . . alles ist so ernst und so wunderbar . . . das Eine bewegt sich so schnell, so furchbar schnell hinter dem Andern her . . .“

Die bekannte Erregung stieg in ihrem Innern auf und füllte ihr Herz mit Bildern und Gedanken. Sie richtete sich im Bett auf und verließ den Gedanken schnell Worte.

„Alles zieht dahin, ein und demselben Ziel entgegen und strebt wie das Feuer in einem brennenden Hause nach oben! Hier drängt es durch, dort erglänzt es, immer heller, immer stärker . . . Viel Schweres ist mit dem Leben verbunden! Die Menschen leiden, werden grausam geprügelt. Alle werden bedrückt, jedem lauert man auf . . . Die Menschen verstecken sich, leben wie die Mönche . . . und viele Freuden sind ihnen verboten . . . Das alles ist recht schwer!“

Ludmila warf schnell den Kopf zurück, umarmte sie gleichsam mit ihrem Blick und sagte:

„Sie sprechen ja gar nicht von sich selbst!“

Die Mutter stand vom Bett auf und fragte, indem sie sich ankleidete:

„Nicht von mir . . .? Aber ich liebe ja alle, um alle ängstige ich mich und bedauere sie . . . Alles trifft mein Herz und zu allen fühlst es sich hingezogen . . . Wie kann ich mich da von den übrigen absondern . . .“

Sie stand halb angekleidet mitten im Zimmer und überlegte einen Augenblick. Es war ihr plötzlich, als wenn das Weib in ihr, das voll Unruhe und Furcht um ihren Sohn gelebt, sich von ihr abgesondert hatte, weit fortgegangen und jetzt nicht mehr da war. Sie horchte auf sich, wollte sich selbst ins Herz blicken und fürchtete, dort drinnen Gefühle in der Art der alten Unruhe zu erwecken.

„Worüber haben Sie nachgedacht?“ fragte die Wirtin freundlich, indem sie an sie herantrat.

„Ich weiß nicht!“ erwiderte die Mutter.

Sie schwiegen, blickten einander an und lächelten beide. Dann trat Ludmila mit den Worten: „Was wohl mein Samowar macht?“ aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtungsmessungen.

Während man im großen Publikum mit gewissen physikalischen Messungen, wie z. B. Temperatur- und Luftdruckmessungen vollkommen vertraut ist, steht man dem Gebiet der Beleuchtungsmessungen noch ziemlich fremd gegenüber. Es mag dies in erster Linie daher kommen, daß wir für diese Messungen noch nicht so einfache Apparate besitzen, wie es uns z. B. im Thermometer für Wärmemessungen oder im Barometer für Luftdruckmessungen zur Verfügung steht. Und doch ist es für den modernen Menschen, der nur zu oft bei künstlichem Licht arbeiten muß, wichtig, im Interesse seines Auges genau über die Stärke der Beleuchtung und auch über die Grundbegriffe ihrer Messung orientiert zu sein.

Unter Beleuchtung versteht man im korrekten physikalischen Sinne das Verhältnis der auf eine ebene Fläche senkrecht auftreffenden Lichtströme zu der Flächengröße. Je mehr Licht auf ein und dieselbe Fläche fällt, oder je kleiner die Fläche ist, desto größer ist die Beleuchtung. Je weiter die Lichtquelle von der zu beleuchtenden Fläche entfernt, desto kleiner wird der Lichtschein, desto kleiner, oder populärer gesagt schlechter wird die Beleuchtung. Wenn wir die Hängelampe, die z. B. einen Meter über dem Tisch hängt, höher schieben, so sehen wir schlechter, d. h. die Beleuchtung ist kleiner. Es haben aber Messungen sowie theoretische Überlegungen folgendes gezeigt. Wenn wir die Hängelampe nicht einen Meter, sondern zwei Meter in die Höhe schieben, so wird die Beleuchtung nicht die Hälfte, sondern nur ein Viertel der ursprünglichen betragen, wäre sie 3 Meter hoch, dann sogar nur ein Reuntel. Die Beleuchtung nimmt also mit dem Quadrat der Entfernung ab.

Um etwas messen zu können, muß man irgend eine Einheit haben. Denn „Messen“ heißt ja schließlich nichts anderes als angeben, daß etwas so und so viel mal größer ist als etwas anderes. Die Einheit der Beleuchtung ist wie so viele andere Einheiten durch Uebereinkommen der Fachwelt festgelegt und heißt Lux. Steh eine Lichtquelle, die die Stärke von einer Fernerkerze hat, eine ebene Fläche in einer Entfernung von 1 Meter gegenüber, so erhält sie die Einheit der Beleuchtung. Deshalb wurde diese Einheit auch früher Meterkerze genannt. Als Fernerkerze selbst wird die Lichtstärke einer kleinen Lampe, deren Docht bestimmte Abmessungen hat und die mit Amylacetat (einer chemischen Flüssigkeit) gespeist wird, angesehen.

Dr. Hermann Cohn hat schon im Jahre 1885 durch Versuche festgestellt, daß bei einer künstlichen Beleuchtung von nur 60 Lux das Auge genau so gut sieht wie bei Tageslicht. Er stellte von seinem Standpunkt als Augenarzt die Forderung, daß die künstliche Beleuchtung wenigstens ein Fünftel der oben genannten Stärke betragen soll. Die spätere Messungen zeigten, sind diese Werte zu niedrig gegriffen. Ein Blatt Papier, das 20 Zentimeter entfernt unter einer Stearinkerze von 15 Zentimeter Höhe liegt, erhält diese Beleuchtung. Das ist eine Beleuchtung, die wir heute alles andere als gut nennen. Der stärkste Mondschein ergibt schon eine Beleuchtung von 0,1—0,16 Lux. Ginge es auf dem Potsdamer Platz seit Installation der neuen Lichtstarzen Wogenlampen eine Beleuchtung von stellenweise 50 Lux, die also 500 mal so gut als Mondlichtbeleuchtung ist. Im allgemeinen werden unsere Berliner Straßen, wenigstens soweit sie elektrisch beleuchtet sind, nicht unter 4—6 Lux haben.

In Innen- und Arbeitsräumen muß natürlich die Beleuchtung viel größer sein. In Fabriken sollen mindestens 30 Lux, in Büros 30—40, in Zeichensälen sogar 60 Lux vorhanden sein, also fünfmal soviel als Dr. Cohn seinerzeit als Minimum verlangte und ungefähr genau soviel als er als Tagesbeleuchtung feststellte.

Die gewünschte Beleuchtung wird nicht nur durch die Stärke der Lichtquellen, sondern auch durch die Entfernung der Lichtquelle oder der zu beleuchtenden Fläche und besonders von der Farbe und

Oberfläche der einzelnen Wände des zu beleuchtenden Raumes bestimmt, da diese das Licht zum großen Teil verschlucken, absorbieren können. Während eine gelbe Tapete 60 Prozent des Lichtes absorbiert, absorbiert eine braune Tapete 87 Prozent, schwarzes Tuch sogar 99 Prozent, weißes Papier aber nur 8 Prozent. Man sieht daraus, wie wichtig weiße, saubere Wände und Decken oder weiße Reflektoren für eine gute Beleuchtung sind. Auch ist die Tatsache bekannt, daß man bei künstlicher Beleuchtung helle Stoffe viel besser bearbeiten kann als dunkle.

Wie weit wir aber trotz aller neuen Lampen hinter der durch das Tageslicht erzeugten Beleuchtung zurückbleiben, hat eine Reihe interessanter Messungen von Dr. Monasch gezeigt. Dr. Monasch hat in einer Fabrik in der Aderstraße eine längere Zeit hindurch täglich um 12 Uhr vormittags die Beleuchtung eines Arbeitstisches, der um diese Zeit nie von der Sonne direkt beschienen wurde, gemessen. Die beste Beleuchtung ergab sich, wenn der Himmel mit weißen Wolken bedeckt war, nicht etwa bei blauem Himmel, eine Tatsache, die theoretisch wohl begründet ist. Die schwächste Beleuchtung war an den Tagen, an denen der Himmel dunkelgrau bewölkt war. Aber auch da betrug sie mindestens 500 Lux, also zehnmal so viel, als oben bei der künstlichen Beleuchtung erwähnt war. Wir sehen, daß es für den Beleuchtungstechniker noch viel zu tun gibt und daß wir trotz aller Lichtfülle die Nacht noch lange nicht dem Tage gleich machen können.

Die genaue Messung von Beleuchtungsstärken kann leider nur durch mehr oder weniger komplizierte Apparate erfolgen. Doch gibt es bereits eine Reihe von Beleuchtungsmeßern, die es gestatten, in einfacher Weise festzustellen, ob die Beleuchtung eines Places ein bestimmtes Minimum unterschreitet oder nicht. Es wäre nur zu wünschen, daß in Schulen, Fabriken und dergleichen solche Messungen regelmäßig vorgenommen würden.

Dipl. Ing. Stk.

Kleines feuilleton.

Es ist ein Kind . . . „Ist der Vengel schon wieder da!“ rief Ottis Mama, indem sie mit einem Satz aus dem Bett sprang. „s ist um auf die Bäme zu klettern. Raum hat man ihn zur Ruhe gekriegt, geht's von frischem los!“

Ihre weiße, gespenstische Gestalt tastete sich am Waschtisch entlang durch das Dunkel zu Ottis Bett und eine Weile hörte man sie hinter den Vorhängen schelten und murren.

„Ein Schreihals bist Du . . . ja! Eine Landplage, ein Vielfraß, — ach, und die Kissen! Kein, das ist, bei Gott, nicht mehr auszuhalten! Wo soll ich denn bloß all die Wäsche hernehmen?“

Ein Knäuel Windeln und Laken schlug klatschend auf den Fußboden auf.

„Eduard, Mann! Wo sind die Streichhölzer? Hörst Du denn nicht —?“

Aus der Tiefe des Zimmers stieg ein verworrenes Gemurmel auf, aus dem man alles entnehmen konnte, ausgenommen das eine: wo diese Nacht die Streichhölzer waren.

„Das hält ja kein Pferd aus,“ jammerte Mama. „Da schlägt man sich jede Nacht, die Gott werden läßt, um die Ohren! Das vierte Mal bin ich jetzt auf! Still, du Plagegeist! Tsch—tsch—tsch! Prügel mußt du haben —!“

Das übrige ging in bitterem Schluchzen auf. Es war ein seltsames Zerzett. Papa schnarchte, daß das Haus wackelte, Mama weinte still vor sich hin und Otti schrie mit weit aufgerissenen Munde, als ob er am Spieße stecke.

„Ein Kindermädchen will ich haben!“ rief Mama in einer plötzlichen Aufwallung von Energie. „Morgen nehme ich ein Kindermädchen! Morgen noch! Wie geräbert ist man! Tsch — sch! Das vierte Mal —“

Sie seufzte tief auf und begann ihre allnächtliche Fußwanderung durch das Zimmer, die reichlich der Entfernung Berlin—Potsdam entsprach und meistens erst bei Morgengrauen ihren Abschluß fand. — — —

Am nächsten Tage kam das Kindermädchen. Mit einer Art jagenhaften Trübe, auf die sämtliche Tiere der Arde Noahs gemalt waren, und einem Familien-Regenschirm aus der Zeit Karls des Großen.

Minna hieß sie. Und war von da oben her, wo Deutschland aufhört und Polen noch nicht angefangen hat und die Leute mit den kuriosen Namen wohnen, die man, wie Heine mal meinte, nur tiefen kann.

Daß sie einen solchen Riesnamen hatte, war ihr einziger Fehler. Im übrigen erwies sie sich als gutes Mädchen. Ließ sich willig in sämtliche Otti betreffenden Verrichtungen einführen, schien alles, was sie nicht verstand, zu verstehen, und war, wenn sie ihrem Pflegebefohlenen auch manchmal das Widelband statt um den Leib um die Ohren schlug, doch bei Licht besehen ein äußerst nützliches Mitglied der Gesellschaft.

Der erste Tag ihres Dienstes, ging seinem Ende entgegen. Mama frohlockte, Papa triumphierte. Endlich würde man Ruhe finden, schlafen können! Endlich war man den Schreihals los!

In die entlegenste Gegend der Wohnung, die nur durch einen Korridor mit den übrigen Räumen verbunden war, hatten sie Otti und Minna verbannt.

Es wurde zehn, es wurde elf, es wurde zwölf. Mama horchte vergeblich, kein Laut ertönte. Da — gerade als sie im ersten Schlummer lag — drang eine Stimme herüber, schrill und gellend wie eine Dampfpeife, die mit jedem Augenblick zunahm an Kraft und Bosheit: „Ach — ah — ah! Ach — ah — ah!“

Und dann langsame, tappende Schritte, die mit der Genauigkeit eines Uhrpendels einander folgten, begleitet von leisem, beschwichtigendem Summen.

„Et—den, Po—pei—den — —“

Minna bebütierte. Otti aber brüllte wie der Löwe im Buch der Richter, und zuweilen schien es, als habe er sich gegen alles, was Ruhe und Schlaf heißt, verschworen und sei nun eifrig bemüht, niemanden ein Auge schließen zu lassen.

Mama schloß beide. Und schlief den Schlaf, den man den des Gerechten nennt, während Minna mit Otti summend und brummend von Berlin gen Potsdam zog.

Gegen Morgen aber, als ihre Schritte leiser und müder wurden, erwachte Papa. Er fuhr steil im Bett hoch, traute sich hinter dem Ohr und schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Martha —?“

Keine Antwort.

„Hör mal . . . Martha!“ Er tippte sie mit dem Zeigefinger auf die Schulter. „Martha!“

„Um?“

„Der Junge kräht schon wieder.“

Mama öffnete langsam ein Auge und blinzelte ihn über das Kissen hinweg an.

„Kräht? Na, laß' ihn doch. Minna ist ja bei ihm.“

„Minna! Das geht doch schon stundenlang!“

„Um . . .“ Mama schien eigentlich schlafen zu wollen.

„Ich werde ihn mal verhauen“, sagte Papa nach einer Weile des Nachdenkens. „Das geht so nicht. Und dann überhaupt: Kinder und Pudel —“

„Na“ — Mama wurde mit einem Male lebendig — „das fehlte ja bloß noch. Otti haueu. Das Kind!“

Sie stülzte den weißen, schlanen Ellenbogen auf das Kissen und sah ihn verweisend an.

„Die Grundregel jeder Erziehung: nie schlagen! Schlagen ist roh. Und Kinder müssen schreien. Alle, wie sie gebaden sind! Im Schlafen kam Dich das nicht stören, denn es liegen drei Zimmer dazwischen. Was willst Du also? Die Minna ist doch bei ihm. Laß' ihn sich nur auschreien.“

Sie hüllte sich fester in die blaueidene Decke und lächelte vor sich hin. So sanft, so milde.

„Es ist doch ein Kind . . .“

Da schwieg Papa.

B. P. Larsen.

Literarisches.

— Russisches und Koreanisches. Die moderne Muse erscheint von anderer Beschaffenheit, als wie die klassische, welche man auch die „göttliche“ genannt. Diese schweigt im Aufruhr und Kampfgetöse; jene begleitet die Ereignisse der Zeit, wenn sie nicht gar mit prophetischer Gebärde in die Arena springt, um die Kämpfer anzufeuern. Was nun die deutsche Muse angeht, ist sie zu Kriegeszeiten immer „modern“ gewesen. Wir sehen sie 1870/71 ein fürchterliches Exemplar ihrer Anwesenheit statuieren; und auch später, bis in unsere Tage hinein, raffelt sie so gern mit Schild und Harnisch. Diese Muse ist es aber nicht, die die Bezeichnung „modern“ zu führen berechtigt ist; denn in ihr dokumentiert sich der Geist des rückständigen Bürgertums, das von seinen alten helotischen Idealen nicht lassen will. Hierbon unterscheidet sich auch selbst das modernste neutsche Christum um kein Haar; es teilt seine Borniertheit und Aengstlichkeit mit der Gesellschaftsklasse, der seine Erzeuger angehören.

Dagegen wird die russische und jungpolnische Dichtung ganz und gar von der großen sozialistischen revolutionären Idee getragen, die das westeuropäische Arbeiterproletariat beherrscht. Und insofern ist die slawische Muse durchaus modern; denn die neuerdings mit unterlaufenden mystisch-religiösen Strömungen werden wohl niemals Oberwasser gewinnen, obwohl sie erreaktionär sind und daher von seiten der Regierung gern gesehen und begünstigt werden. „Intellektuelle“ sind es, die schon lange vor Ausbruch der Revolution in Rußland als Schuldige angeklagt und verfolgt werden. Die Dichter erhoben diese Schuld zum Hauptthema für ihre Dichtungen. Wir stoßen da auf Schriftsteller, welche sich ihr eigenes Schuldgefühl vom Herzen schreiben wollen.

Zu ihnen gehört A. Kuprin. Er wurde zuerst durch seinen militärischen Roman „Duell“ in Deutschland bekannt. Kuprin ist Offizier. Daß er aber mehr gesehen und tieferes empfunden hat, als bloß die soldatische Tragödie, beweist neu seine Novellensammlung: „Der Moloč“ (Karl Königgen (Ernst Stülpnagel), Wien). Mit diesem Bande leitet Adolf Ladislav Jandler die von ihm herausgegebene Bibliothek: „Aus Nord und Ost“ ein. Das Kuprinsche Buch enthält fünf Stücke. „Der Moloč“ ist darunter die bedeutendste Novelle. In ihr breitet der Verfasser vor unseren Augen ein Bild des russischen Großkapitalismus aus, das doch noch weit über das blutsaugerische System unserer Schlot- und Krautjunfer hinausragt. Schon um dieser einen Erzählung willen ist das Kuprinsche Buch wert gelesen zu werden.

Wo solche Zustände herrschen, ist die einzige Antwort des Volkes: „Die Revolution.“ So benennt Kasimir Przerwa

Zetmajer seine dramatische Dichtung, die den zweiten Band dieser Bibliothek bildet. Der Dichter, auch bei uns durch seine Romane vorteilhaft bekannt, gilt als der Führer der jungpolnischen Lyriker. Dies Buch ist eine poetisch glänzende Dramatisierung aller Ereignisse, die sich nach Abschluß des russisch-japanischen Krieges im Russenreiche abspielten. Ist das Buch auch als Drama unmöglich, wirken ganze Partien auf uns auch nur als sprachlich rhythmisierte Leitartikel aus der revolutionären oder sozialistischen Presse, eins läßt sich gewiß nicht leugnen: die großartige Idee und der hinreißende Sturm der Empörung und Begeisterung, wovon alle Vorgänge beherrscht und mit höchster Kraft des realistischen Gestaltens vorgetragen werden.

Auch Waclaw Sieroszewski ist Pole und einer der ausgezeichnetsten Erzähler seiner Nation. Wie er in zwölfjähriger Verbannung das Volk der Jakuten und Tungusen, unter denen er damals lebte, kennen gelernt und in zahlreichen Geschichten geschildert hat, so bewegt er sich auch ebenso sicher auf dem Boden Koreas, wo der Schauplatz seines Romans „Olsoni Kisan“ (Karl Stonegen [Ernst Stülpnagel], Wien: „Aus Nord und Ost“) zu suchen ist. Interessant und überzeugend zugleich wird in diesem Buche das hilflose Verhalten der bisher konservativsten Nation des märchenhaften Ostens gegenüber dem Einbruch der modernen Japaner und Europäer geschildert. Der Ausklang des Romans ist eine mit bewaffneter Hand unternommene Reformbewegung, die aber unterdrückt wird. Dabei findet der Held des farbenreichen Gemäldes, Kimki, den Tod. Jedenfalls kann „Olsoni Kisan“ zu den merkwürdigsten Werken der egoistischen Belletristik gerechnet werden.

E. K.

Kunfgetwerbe.

Im Buchgewerbejahr des schönen, von Bruno Schmitz erbauten Papierhauses (Dessauerstr. 2) veranstaltet die Berliner Typographische Gesellschaft eine Ausstellung farbig illustrierter Schul- und Volksbücher, die bis Mitte nächsten Monats dauert. Die Ausstellung zeugt von ernsthaftem Streben, von intelligentem Erfassen dessen, wozu die Zeit drängt. Die Kunst im Buche ist nun soweit gediehen, daß wir die gewöhnlichen und als wertvoll erkannten Resultate für das Volk nutzbar machen können, d. h. in diesem Fall für die Bücher, die jedes Kind in die Hand bekommt.

Die Ausstellung umfaßt eine historische Abteilung; Fabeln, Lesebücher, Lehrbücher, Zeichenbücher, Kinder- und Märchenbücher. Und da ist es lehrreich, daß gerade die ganz alten Lehrbücher aus früheren Jahrhunderten durch ihre Schönheit des Druckes, durch die künstlerischen Illustrationen überraschen. Typo und Schmuck geben vorzüglich zusammen. Der Kupferstich ist mit viel Geschmac in seinen Linienreizen dem Druck angepaßt und die mit der Hand ausgeführten Bemalungen wirken sehr lustig. So sehen wir eine ganze Reihe illustrierter Fabeln, Karten, Tafeln vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Auch der Holzschnitt fand Verwendung und der bessere Strich, die kräftige Farbigkeit geben dem Ganzen künstlerische Erscheinung!

Wenn wir Gleichwertiges aus unserer Zeit sehen wollen, müssen wir gleich in die allernächste Gegenwart gehen. Was dazwischen liegt, ist meist nicht von bester Qualität. Es mag technisch gut hergestellt sein, das Künstlerische, Frohe, Lebende fehlt. Und am besten erkennen wir diese neue Art an den modernen Bilderbüchern, wo von Künstlerhand derbe und erfreuliche Wirkungen erzielt sind.

Der Drei- und Vierfarbendruck ist dann mit Geschick für Geographiebücher und andere Werke verwandt worden; die Effekte sind sehr lebhaft und reizvoll und geben dem kleinen Leser von Land und Leuten eine Vorstellung.

Von besonderem Interesse sind die amerikanischen und englischen Schulbücher, die sich durch kräftigen, dekorativen Druck auszeichnen und für uns speziell in der Hinsicht lehrreich sein können, wie auch ohne Illustration die Typo allein durch Anordnung und Charakter ein interessantes Bild geben kann. Als ein Musterbeispiel neuerer Art kann man die Fabel bezeichnen, die für die Münchener Volksschulen hergestellt wurde; die Zeichnungen rühren von Adolf Hengeler her, sie sind eindrucksvoll, lustig und geschickt und werden das Kind schon als Bilderbuch reizen. Hier ist wirklich etwas Praktisches getan und Kunst dem Volke ohne viel Prätention nahegebracht.

Es ist zu hoffen, daß alle, die es angeht, die Lehren dieser Ausstellung sich zu eigen machen. Die Bestrebungen, die Kunst nutzbar zu machen für weite Kreise, kämen damit aus der Theorie heraus. Es liegt dieser Absicht der Wunsch zugrunde, den Kindern nicht mit trockenem Lehrton zu nahen, sondern sie unmittelbar vor die Dinge zu führen und ihnen Lust und Liebe einzuflöhen. Sie zeichnen und malen nach der Natur; künstlerische Wandbilder sollen in den Schulen hängen und nun sehen wir, daß auch die Lehrbücher von diesem Geist etwas abbelommen sollen; sie brauchen nicht langweilig und trocken zu sein. Den Lehrern ist damit ein wertvoller Fingerzeig gegeben, in welcher Weise sie wirken sollen, um Freude an der Anschauung, an der Farbe zu erwecken und auch selbst zu lernen, was die Technik ihnen noch geben kann. Die Freude an der Kunst folgt dann von selbst.

a. s.

Technisches.

Bambuspapier. Ebenso wie sich ängstliche Gemüter schon mit der Gefahr einer Erschöpfung der Kohlenlager beschäftigen, so gibt

es für manche Kreise eine Papierfrage, die darauf hinausläuft, daß die Stoffe, die zur Herstellung von Papier gebraucht werden, eines Tages nicht mehr ausreichen könnten. Der Papierverbrauch ist allerdings ins Ungeheure gestiegen, zumal das Papier jetzt nicht mehr allein zum Bedrucken und Beschriften verwendet wird, sondern auch zur Verfertigung unzähliger Gegenstände. Macht man heute doch sogar Flaschen, Wagenräder und gar wohl auch ganze Häuser aus Papier. Ein gewisser Notzustand für die Papierfabrikation ist in der Tat gelegentlich bereits eingetreten, namentlich in den Vereinigten Staaten, wo man zur Gewinnung von Papierstoff eine so rücksichtslose Verwüstung der Wälder vorgenommen hatte, daß schließlich die Bundesregierung eingreifen mußte. Es ist jedenfalls durchaus berechtigt, sich nach einem Ersatz und einer Aushilfe für die bisher zur Papierfabrikation benutzten Rohstoffe umzusehen. Einen ziemlich bedeutenden Umfang hat bereits die Benutzung des Alfagrases angenommen, die namentlich von Algier aus betrieben wird; ferner hat man an das Zuckerrohr, an die Baumwollpflanze und schließlich an den Bambus gedacht. Der Bambus ist, wie kaum noch gesagt zu werden braucht, eine der verehrungswürdigsten Pflanzen, die von der Mutter Natur der Erde geschenkt worden sind. Der Riesenvuchs und die verblüffende Festigkeit, die den Stengeln dieser Grasart eigen ist, erfüllt jeden mit Bewunderung, der die Pflanze in ihrer vollen Entwicklung in den wärmeren Ländern kennen lernt. Versuche mit der Verwendung des Bambus zur Herstellung von Papier sind nicht ganz neu, hatten aber früher wenig Erfolg, da die Sonderung der Fasern von dem übermäßig harten Gummistoff, der sie zusammenhält, zu schwierig war. Nach einer Mitteilung des „Cosmos“ scheint man jetzt ein Verfahren gefunden zu haben, dies Hindernis zu überwinden, und namentlich haben sich die Engländer in Birma der Ausbeutung dieser Neuheit angenommen. Daß sich aus Bambus ein hervorragendes Papier bereiten läßt, steht bereits fest.

Humoristisches.

Humor des Auslandes.

— „Hurra! Mama, ich bin der Erste in Zoologie geworden!“ — „Und was hat man Dich gefragt?“ — „Bieviel Weine eine Giraffe hat. Ich habe geantwortet drei.“ — „Aber das ist lamst Du doch unmöglich der Erste geworden sein?“ — „Doch. Die anderen haben nur zwei gesagt.“ (,,Fein h Zinta.“)

— „Wann brach das Feuer aus?“ — „Um zwölf Uhr nachts.“ — „Haben sich alle gerettet?“ — „Ja, nur der Nachtwächter nicht, der schlief zu fest.“ (,,Caras h Caretas.“)

— Tommy: „Mama, darf ich spielen, daß ich einen anderen kleinen Jungen eingeladen habe?“ — Mutter: „Gewiß, mein Junge.“ — Tommy: „Schön! Dann gib mir etwas Kuchen für ihn.“ (,,Anstwers.“)

Bücher-Einlauf.

Romane, Novellen, Erzählungen.

— **Karud, Hans: Kropfzeug.** Zwölf Geschichten von kleinen Menschen und Tieren. (Georg Meißner, Leipzig. 2,25 M., geb. 3 M.)

— **Bloem, Walter: Der Paragraphenlehrling.** (Wita, Deutsches Verlagshaus, Berlin. 3,50 M.)

— **Baudissin, Eva Gräfin von: Im Laufgraben.** Roman. 2. Aufl. (H. Minden, Dresden und Leipzig. 3 M.)

— **Hoffmann, Arno: Silvester 2000.** (Webers Verlag, Dr. Abel u. Vorn, Leipzig.)

— **Jad London: Wenn die Natur ruft.** Der Roman eines Hundes. (Adolf Sponholz Verlag, Hannover. 4,50 M., geb. 5,50 M.)

— **Marie Madeleine und Paul Günther: Die letzte Herde.** Skizzen. (Gretzlein u. Co., Leipzig, Berlin, Paris. 3,50 M., geb. 4,50 M.)

— **Kogbe, W.: Der Schwedenleutnant.** (Dürrer-Haus, Berlin. 1 M.)

— **Schlicht, Freiherr von: Arme Schluder, Militär-Humoresken und Satiren.** (Gretzlein u. Co., Leipzig und Berlin. 2 M., geb. 2,80 M.)

— **Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.** Heft 15: Anzengruber, Der Erbonkel und andere Geschichten. Heft 17: Ilse Frapan-Alunian, Die Last. Heft 18: Heinrich v. Kleist, Die Verlobung in St. Domingo, Das Erdbeben in Chili, Der Zweikampf. Heft 20: Ernst Jahn, Die Mutter. (Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großhorstel. Preis des Heftes 20—30 Pf., geb. 50—60 Pf.)

— **Wenn die Sonne sinkt.** Die Entwidlung einer Seele. (R. Curtius, Berlin.)

— **Zangwill, Israel: Tragödien des Ghetto.** Deutsch von Dr. Hams Heinz Ewers. (Siegfried Cronbach, Berlin. 5 Mark.)

— **Zobelitz, S. von: Die Wasartante und andere Gesellschaftsbilder.** (Gretzlein u. Co., Leipzig-Berlin. 3 M., geb. 4 M.)